

Heinz Hillmann

Erschwerter Abschied und schwierige Vergegenwärtigung: deutsche Familiengeschichten um die Jahrtausendwende

Wibke Bruhns, *Meines Vaters Land. Geschichte einer deutschen Familie* (2004)
und Stephan Wackwitz, *Ein unsichtbares Land. Familienroman* (2005)

aus: Heinz Hillmann und Peter Hühn (Hg.)

**Lebendiger Umgang mit den Toten –
der moderne Familienroman in Europa und Übersee**

S. 421–453

Hamburg University Press
Verlag der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg
Carl von Ossietzky

Impressum

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Die Online-Version dieser Publikation ist auf den Verlagswebseiten frei verfügbar (*open access*).

Die Deutsche Nationalbibliothek hat die Netzpublikation archiviert. Diese ist dauerhaft auf dem Archivserver der Deutschen Nationalbibliothek verfügbar.

Open access über die folgenden Webseiten:

Hamburg University Press –

http://hup.sub.uni-hamburg.de/purl/HamburgUP_HillmannHuehn_Familienroman

ISSN (Print) 2195-1128

ISSN (Internet) 2195-1136

Archivserver der Deutschen Nationalbibliothek – <http://deposit.ddb.de/index.htm>

Persistent Identifier: urn:nbn:de:gbv:18-3-1304

© 2012 Hamburg University Press, Verlag der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg
Carl von Ossietzky, Deutschland

Produktion: Elbe-Werkstätten GmbH, Hamburg, Deutschland
<http://www.elbe-werkstaetten.de/>

Veröffentlicht mit Unterstützung der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung, der
Abteilung Wissenschaftsförderung der Universität Hamburg und der
Mara und Holger Cassens-Stiftung

Inhalt

Einführung. Forschungslage

Heinz Hillmann und Peter Hühn

Nachdenken über Familiengeschichten 7

Kapitel 1

Heinz Hillmann

**Die Patriarchengeschichte im Alten Testament und ihre Fortschreibung
in *Die Kinder unseres Viertels* (1959/67) von Nagib Machfus** 39

Kapitel 2

Peter Hühn

Schauerliche Familiengeschichten: zur Plot-Struktur englischer ‚Gothic Novels‘ 85

Horace Walpole, *The Castle of Otranto* (1764), Matthew Lewis, *The Monk* (1796) und
Mary Shelley, *Frankenstein* (1818)

Kapitel 3

Robert Hodel

**Vom archaischen zum modernen Familienroman in den slavischen
Literaturen: vom späten 19. Jahrhunderts bis zur Stalinzeit** 105

Lev Tolstoj, *Anna Karenina* (1873–77), Andrej Platonow, *Čevengur* (1927–29) und andere

Kapitel 4

Solveig Malatrait

**Vom Fresko zum Mosaik? – Evolutionslinien des Familienromans im
Frankreich der Moderne** 141

Von Émile Zolas *Rougon-Macquart* (1871–93) zu Jean Rouauds *Les Champs d'honneur* (1990)

Kapitel 5

Heinz Hillmann

**Der Abstieg einer Kaufmannsfamilie im Fortschrittsjahrhundert und
der Aufstieg einer Unternehmerfamilie** 171

Thomas Mann, *Buddenbrooks. Verfall einer Familie* (1901) und Rudolf Herzog, *Die Wiskottens* (1905)

Kapitel 6

Peter Hühn

Von der archaischen Groß- zur modernen Kleinfamilie im britischen Kolonialreich 223

V. S. Naipaul, *A House for Mr Biswas* (1961)

Kapitel 7

*Peter Hühn***Der Verfall der traditionellen Familie und die Entstehung alternativer Kleinformen**

251

Virginia Woolf, *The Waves* (1931) und *The Years* (1937)

Kapitel 8

*Klaus Meyer-Minnemann***Familie im hispanoamerikanischen Roman**

287

Gabriel García Márquez, *Cien años de soledad* (1967) und Isabel Allende, *La casa de los espíritus* (1982)

Kapitel 9

*Peter Hühn***Die Konstruktion der Familie als Spiegel der modernen Gesellschaft in einer traditionellen Kultur**

317

Salman Rushdie, *Midnight's Children* (1981) und *The Moor's Last Sigh* (1995)

Kapitel 10

*Inge Hillmann***Die lähmende Gegenwart einer dunklen Vergangenheit – eine amerikanische Südstaatenfamilie**

353

William Faulkner, *Absalom, Absalom!* (1936)

Kapitel 11

*Heinz Hillmann***Lebendiger Umgang mit den Toten – gestärkte Gegenwärtigkeit**

389

Uwe Johnson, *Jahrestage. Aus dem Leben von Gesine Cresspahl* (1970–83)

Kapitel 12

*Heinz Hillmann***Erschwerter Abschied und schwierige Vergegenwärtigung: deutsche Familiengeschichten um die Jahrtausendwende**

421

Wibke Bruhns, *Meines Vaters Land. Geschichte einer deutschen Familie* (2004) und Stephan Wackwitz, *Ein unsichtbares Land. Familienroman* (2005)**Die Autorinnen und Autoren**

454

Kapitel 12

Erschwerter Abschied und schwierige Vergegenwärtigung: deutsche Familiengeschichten um die Jahrtausendwende

Wibke Bruhns, *Meines Vaters Land. Geschichte einer deutschen Familie* (2004) und Stephan Wackwitz, *Ein unsichtbares Land. Familienroman* (2005)

Heinz Hillmann

Um die Wende zu unserem neuen, 21. Jahrhundert erscheint in Deutschland eine Reihe von Familiengeschichten, die mehrere Generationen umfassen und manchmal auch deren Vor- oder Urgeschichte skizzieren oder fingieren, wozu ja nahezu alle unsere älteren und neueren Beispieltex-te tendieren.

Die Verlage verwenden in ihren Anzeigen und Klappentexten Kennzeichnungen wie „Familiensaga“, „Familienepos“ oder „Schicksal einer Familie“ oder andere Umschreibungen, und manchmal auch den genauer gefassten Begriff „Familienroman“. Das terminologische Schwanken zeigt eine gewisse Unsicherheit an, die daher rührt, dass es kein so weltweit verfestigtes Genre dieser Art gibt, wie etwa den Detektivroman. Aber die Buchmacher wie die Kritiker verweisen gern auf das Thema Familie und Familiengeschichte, denn es hat nicht nur auf dem literarischen Markt Konjunktur.

Der Klappentext etwa zu Stephan Wackwitz' *Ein unsichtbares Land* (2005) spricht von einer „Familiengeschichte, die unter der Hand zum Roman dreier Generationen und ihres Lebens“ wird. Tatsächlich aber werden im Text vier und, mit den Kindern des Ich-Erzählers und seiner Geschwister, sogar fünf Generationen behandelt, ausführlicher oder knapper oder auch nur einmal kurz erwähnt. Und der Begriff „Roman“ ist doch recht problematisch für dieses literarische Gebilde, das sich zwar selbst im Untertitel

als Familienroman bezeichnet, aber im Innern des Textes selbst explizit auf Freuds *Familienroman der Neurotiker* (1909) hinweist – also ein fabel- oder romanhaftes Phantasiegebilde von Eltern und Vorfahren im Kopf, und nicht einfach die Erzählung mehrerer Generationen meint.

Nun will ich mit solchen Bemerkungen nicht etwa einen terminologischen Mangel am Buchmarkt verklagen. Wir selbst sprechen ja auch vom Familienroman, obwohl sich die Patriarchenerzählung kaum darein fügt, und noch weniger dazu passen würden natürlich die Mythen des Göttergeschlechts in Hesiods *Theogonie* und den *Werken und Tagen* oder des Atridengeschlechts bei Homer und den späteren Dramatikern, die wir hier ursprünglich auch hatten behandeln wollen. ‚Familiengeschichten‘ sind sie alle oder dichten in ihrem Modell noch andere, zum Beispiel kosmische, Geschichten; sie haben ein immer wiederkehrendes Muster (ein ‚Skript‘), das wahrscheinlich aus der Lebenserfahrung der Sippen herauswächst, sich kulturell in verschiedenen Genres und Dichtarten zu tradieren und im Roman der Neuzeit allmählich zu kristallisieren beginnt.

Der Roman der Neuzeit ist ja einerseits seit seiner Entstehung eine sehr wandlungsfähige Gattung, deren eine Spielart wir hier in möglichst vielen Kulturen ins Auge gefasst haben. Was an den neuesten Texten in Deutschland besonders auffällt, ist, dass sie die Erzählweise des Familien- und Nationalgedächtnisses sozusagen verdoppeln. Das klassisch-literarische Erzählen erweitert und bewegt sich hinüber in typische Formen historiographischen Schreibens. Das Erzählen von Historikern, die mit schriftlichen Quellen und Dokumenten arbeiten, Theorien und historische Forschungen aus anderen Disziplinen nutzen, zitieren, in die eigene Sprache integrieren – diesen Historikerdiskurs nehmen die Familienerzählungen auf und kreuzen ihn mit ihrem eigenen Diskurs, wie inzwischen Friederike Eigler (*Gedächtnis und Geschichte im Generationenroman seit der Wende*, 2005) und Ariane Eichenberg (*Familie – Ich – Nation*, 2009) viel genauer gezeigt haben, als ich es damals skizzieren konnte. Der historiographische und der literarische Diskurs stehen also nicht mehr nur nebeneinander, weder institutionell draußen in der gesellschaftlichen Welt, noch im Innern der Romane, diese differenzieren, ergänzen, steigern, konzentrieren sich vielmehr in einem Erzählstil, den man deshalb gerne hybrid nennt. Durchaus mit Recht und sinnvollerweise, so wie man von einer neuen Generation von Autos spricht, die zwei Antriebsarten derart kombinieren, dass sie zugleich sparsamer wie leistungsfähiger arbeiten. Die Romane stellen ein modernes narratives

Repertoire bereit, das gleichzeitig ist mit einer beschleunigten Modernisierung aller anderen Lebensbereiche einer globalisierten Gesellschaft, dessen sie deshalb dringend zu ihrer Selbstreflexion und Selbsterkenntnis bedarf.

Es sieht so aus, dass der neue deutsche Familienroman des ‚künstlichen‘ wissenschaftlich rekonstruierenden Gedächtnisses in besonderer Weise bedurfte, weil die ‚natürliche‘ Erinnerung des Kulturbruchs der Nazivergangenheit nachhaltig gestört, ja verstört, war. Als Verschweigen oder Verschleiern in der väter- wie mütterlichen Tätergeneration des ‚Dritten Reichs‘ genauso wie in der mit Recht misstrauischen, vorwurfsvoll urteilenden Söhne- und Töchtergeneration der Republik. Es ist also eine unserer gefährlichen Nationalgeschichte unausweichlich folgende Behinderung von Generationsmentalitäten, ein daraus auch wieder hervorgehendes literarisches Defizit, das diese moderne Erzählstruktur notwendig und möglich gemacht hat.

Man sieht dem deutschen Familienroman der neuesten Generation die beiden älteren Generationen noch an, man sieht sie wie in einer übereinander gelegten Schichtenaufnahme, einer literarischen Tomographie. Denn auch die modernen Romane sind gewissermaßen noch Väterromane – nur erweitern sie diese um die historische Genesis der Familien in der älteren Nationalgeschichte einerseits und um die distanzierend-objektivierende Erzählweise der Historiker andererseits. Sie geben aber das Subjektive, das persönliche Urteil keineswegs gänzlich auf, das heißt sie sind auch insofern hybrid.

Man kann an solchen Verschiebungen der Figurenkonstellationen, der Werthaltungen und der Erzählverfahren den historischen Wandel der Verhältnisse der Generationen und ihrer Mentalitäten, aber auch der literarischen ‚Generationen‘ und Muster erkennen, sowohl synchron als auch diachron. Und man sieht dann auch plastischer, wie die Autoren selbst sich in den Spuren der Vortexte bewegen und sie überschreiten müssen, wenn sie über ihre eigenen Familien, wenn sie also biographisch und autobiographisch schreiben.

Wibke Bruhns: *Meines Vaters Land. Geschichte einer deutschen Familie* (2004)

Schon Titel und Untertitel verraten eine Reihe von typischen Merkmalen unserer Familiengeschichten. *Meines Vaters Land*, nicht einfach „Mein Vater“, weist auf das Pars pro Toto, das Spiegelverfahren von kleiner Familie und großem Land hin, aber auch mit dem Untertitel auf die Geschichte der mehreren Generationen, die eine Überschreitung der Väter-Grenze der vorigen Romane ermöglicht. Vater und Familie stehen aber nicht nur in Analogie zu ihrem staatlichen Ganzen, sondern, wie das besitzanzeigende Fürwort schon andeutet, auch in direkter Berührung und Wirkung, was wir immer mit dem Kunstwort Metonymie bezeichnet haben.

Der Vater, Hans-Georg Klamroth, die Erzählerin nennt ihn immer HG, ist kurz vor 1900 geboren, reicht also mit seinem Leben in Kaiserreich, Weimarer Republik und ‚Drittes Reich‘ hinein und repräsentiert damit die nationalistische Geschichte Deutschlands. Er ist Offizier im Ersten und Zweiten Weltkrieg, teilt die militaristische Gesinnung und expansive Kriegszielpolitik des Kaiser- wie des Nazireichs bis weit in die Vierzigerjahre hinein. Und erst gegen Ende des Kriegs schließt er sich dem Widerstand gegen Hitler an, nimmt am Attentat des 20. Juli teil und wird in Plötzensee gehängt.

Das ist in gewissem Sinn eine Konversionsbiographie. Sie ist für die Tochter von großer Bedeutung. Einerseits als Ehrenrettung und Revision des Nationalismus des Vaters die Bedingung einer entspannteren Darstellung und Kritik. Zum anderen als das persönlich-familiäre Paradigma eines Wechsels der Identitäten: vom Land des Vaters, seinem Ende und seiner Verabschiedung zu dem sich erneuernden Lande der Tochter.

Holt man die im Paratext des Titels und der Tochter noch halb versteckte Figuration und Bedeutung hervor, kann man schon formulieren, was die Klappentexte, die Fotos des Umschlagentwurfs knapp und später der Roman differenziert erzählen. Vater und erzählende Tochter repräsentieren die nationalistische Monarchie und Diktatur damals, die Demokratie und internationale Verständigung und Eingliederung jetzt. Zugleich wird in der Figuration von Vater und Tochter der männliche Beruf des Soldaten wie die Emanzipation der Journalistin beleuchtet, wird die ältere Dominanz der Männer patriarchalischer Art und die neuere Teilung von Haus und Beruf heute modelliert. Der hintere Klappentext betont, als knappes Porträt der Autorin, sowohl diesen familialen Wandel und Wert der Gleichberechtigung

gung, wie die exemplarische Rolle der Fernsehjournalistin Wibke Bruhns, die 1971 als „erste Frau die ‚heute-Nachrichten‘ präsentierte“ und international tätig wurde; die später „als Stern-Reporterin nach Israel und in die USA“ ging und Kulturchefin des ORB wurde. Der vordere Klappentext dagegen verweist, wie üblich, auf den Roman und damit den Vater und seine männliche Tradition.

Nimmt man hinter der Schrift der erweiternden Paratexte die Bilder des Umschlagentwurfs hinzu, dann erkennt man auch noch die ältere und engere Tradition der Väter-Romane. Auf der Frontseite sieht man den hochaufgerichteten Vater als Offizier, der lächelnd auf die kleine Tochter (Wibke) herabblickt; sie weist mit ihrem Fingerlein auf den Betrachter beziehungsweise auf die Fotografin, die vielleicht kniet oder am Fuß der Treppe steht, von der der Vater herabkommt. Auf jeden Fall: Man muss zu seiner intakten, gepflegt uniformierten Gestalt aufblicken. Auf der Rückseite aber sieht man den Mann in Zivil, dünn, ja ausgemergelt in seinem Anzug, sitzend, flankiert von zwei ihn bewachenden Uniformierten hinter und dem Zwangsverteidiger neben ihm. Wie aufgescheucht blickt er über die Schulter auf seinen Fotografen oder auf uns, jetzt in gleicher Höhe der Augen. Zwei Stationen einer Vaterbiographie.

Im Inneren aber des Buchs, eingeklebt auf den vorderen und den hinteren Deckel, schimmert ein noch älteres Fotobild durch, das unsere Familiengeschichten seit dem Genesis-Buch sehr lieben. Man sieht, in eine braunrosa Farbe warm und poetisch gemildert, das große Familienhaus inmitten des Gartens. „Das Haus! Mutters Haus! Unser Elternhaus! In dem wir so glücklich gewesen sind! Wir sollens verkaufen ...!“ Das sind Tonis Worte am Ende der *Buddenbrooks*. Mag sein, dass sie nur mir persönlich hier einfallen, dass ich damit einen stillen, ruhigen Grund der Familiengeschichten mir auch mit Machfus zusammen dichte und so dem Roman von Wibke Bruhns erst die allgemeinere Bedeutung zuschreibe. Mag sein, diese ganze Ikonographie ist nicht so symptomatisch und schon gar nicht so symbolisch gemeint, auch wenn die ikonographische Ausgestaltung des Buchs im Innern nicht zufällig, nicht willkürlich, sondern sehr bewusst und bedeutend durchgeführt ist.

Der Prolog erzählt das Ereignis der Entdeckung eines Vaters, der durch Schweigen und Verschleierung seiner Geschichte der Tochter in der Familie verdeckt war. Es ist tatsächlich eine richtige Entdeckung des Vaters, die die inzwischen erwachsene Tochter erlebt, ein Wiedersehen als Begegnung im Bild – gegen die ihn verdeckenden Worte. Zweimal erscheint er so seiner Tochter.

Das eine Mal ist es ein Bild, das räumlich versteckt war. „Ich habe ein Foto von meinem Vater gefunden“, so lautet der erste Satz des Prologs. Es steckte hinter oder unter dem Kinderbild der Mutter, Else, in einem kleinen ovalen Rahmen über ihrem Schreibtisch. Dort hat es alle die Jahre gehangen. Nun ist es plötzlich verrutscht und gibt so den Blick frei auf den Vater. Auf der linken Buchseite (6), den Prologbeginn auf der rechten symbolisch verdichtend, kann man die kleine Fotomontage des den Vater freigebenden Bildchens sehen. Vielleicht dass es die Mutter sogar absichtlich versteckt hatte, denn als der Vater nun hinter ihrem Kinder-Bild hervorblickt, auf dem sie lächelt im weißen Kleid, da sieht man „einen todtraurigen Mann um die Dreißig“. Die Tochter vertauscht nun ihrerseits die Bilder im Rahmen, „aber lange halte ich dieses hoffnungslose Gesicht nicht aus“ (7). Die Umkehrung, das Hervorrücken des Vaters vor die Mutter, markiert auch die hier beginnende Teilnahme der Tochter, die Empathie, ja den Beistand für den Vater, der von nun ab den ganzen Erzählprozess bis zum Ende des Romans anhält, während sie, als die erzählte Tochter, bisher immer stärker an der Seite der Mutter gestanden hat, das spürt man in vielen Kapiteln.

Das andere Mal ereignet sich die Entdeckung – fast eine Begegnung in Bild und Ton –, als die Tochter von einem Israel-Aufenthalt zurückkehrt und am Abend einer Fernsehdokumentation über den 20. Juli folgt. Plötzlich sieht sie ihren Vater da stehen, vor dem Volksgericht. „Kerzengerade, elend in seinem kurzen Anzug, stumm“, während „die Stimme des Vorsitzenden Freisler keift und tobt“ (13).

Dieses Sichtbarwerden des Vaters bedeutet eine unmittelbare Begegnung mit ihm in Bild und Geschehen – gegenüber den bloß mittelbaren eigenen Erinnerungen und den verschleiern den Erzählungen der Familie. Das bewegt die Tochter so, dass sie zur Erzählerin wird. Einer Vatergeschichte mit Anfang und Ende, markiert durch die beiden Bilder, die sie sofort in einen Zusammenhang bringt. „So verloren“, sagt sie vom ersten Foto, „guckt er auf keinem anderen Foto außer dem letzten vor dem Volksgerichtshof“ (7).

Begegnung, Erschütterung, Anteilnahme ist das eine der Motive, das die Erzählung in Bewegung bringt, ein emotionales, ein persönliches Motiv. Das andere ist distanzierter, historischer, vielleicht auch professioneller, eine Art Rechercheabsicht der Journalistin.

Ich lese seit Monaten in fremden Leben herum, in Briefen, Tagebüchern, in Schriftlichem aus mehr als 100 Jahren, das ich zusammengetragen habe aus den Katakomben der weitverzweigten Sippe. Es gibt sie schon so lange, die Klamroths, und immer haben sie sich als Klan verstanden, auch heute noch, obwohl das Zentrum ihres Bürgerstolzes – Halberstadt – im Krieg für sie verlorengegangen ist (8).

„Sie haben sich immer als Klan verstanden“, Familiensinn, wie es in *Die Buddenbrooks* heißt, und Familiengeschichte („die weit verzweigte Sippe aus mehr als 100 Jahren“) – das beides gehört ja zusammen in dem von uns untersuchten Muster, dem Skript. Hier deutet es auf eine Publikationsabsicht hin, ein Fernsehprojekt oder auch schon einen Familienroman der Art, wie sie gerade Mode zu werden beginnen.

Wie diese beiden Motive, das persönlich-emotionale und das publizistisch mehr rationale, zeitlich und ursächlich miteinander verkettet sind, das hat Wibke Bruhns nicht genauer erzählt. Wir erfahren nur, dass beide Motive zusammenkommen und wirken im Entstehungs- und Initiationsprozess des Romans. Aber sie bleiben auch im Erzählprozess selbst ständig wirksam, oft fast gleichzeitig oder abwechselnd in schnellerer oder langsamerer Folge und in vielerlei Formen.

Das zeichnet sich schon im Prolog ab. „Da steht er im Großen Saal des Berliner Kammergerichts, um sich herum uniformierte Zuschauer, und er weiß, er wird binnen kurzem einen grauenhaften, ja jämmerlich einsamen Tod sterben“ (15). So erzählt die Autorin ihr Fernseherlebnis. Sie beobachtet eine äußere Situation des Vaters, und sie nimmt zugleich eine innere Haltung wahr, ein Todesbewusstsein. Er weiß von dem ihm bevorstehenden Tod, so schreibt sie. Aber weiß er auch von welcher Art dieser Tod sein wird? Einsam, gehenkt – und an einem Fleischerhaken aufgehängt. Das kann er so eigentlich gar nicht wissen. Das weiß nur die später erkennende historische Erzählerin. So sehen wir eine gewisse Empathie, aber begrenzt und angehalten durch späteres Wissen, und ergänzt durch eine Kenntnis sozialtypischer Männerhaltungen in solchen Situationen: „Haltung war da-

bei angesagt. Tapferkeit. Sie sind ‚männlich‘ gestorben, hieß es hinterher. Großer Gott! Das kann nicht sein“ (14).

Die Autorin weiß, was man darüber so erzählt, sie kennt, was man laut solcher Erwartungen zu tun und zu fühlen hat. Sie zweifelt daran. Aber sie tritt nicht erzählend ein in den Vater, sie erfindet ihn nicht mit ‚innerem Blick‘, wie wir das narratologisch nennen. In einer fiktiven Erzählung wäre das ein all- oder doch vielwissender, viel fühlender Blick gewesen. Für eine historiographische Erzählung wäre das ein Verstoß, denn hier kann man das Innere nur nach bestimmten Zitaten, Quellen und Regeln als ein wahrscheinliches rekonstruieren. An solch einem kleinen Beispiel wird unmittelbar einsichtig, wie sich historiographisches und literarisches Erzählen bereichern, aber auch gegenseitig begrenzen und hemmen können.

Wibke Bruhns ist diesem historischen Diskurs verpflichtet. Auch wenn sie ihn, wie hier, infrage stellt. Aber zugleich ist doch auch ihre persönliche Teilnahme wirksam. Kaum, eigentlich niemals, als erzählerische Gestaltung inneren Erlebens, wie wir sie aus fiktiven Erzählungen wie Theodor Fontanes *Effi Briest* (1895) oder Leo Tolstois *Anna Karenina* (1873–77) kennen – wohl aber als eine Art fiktiver Begleitung, einer Art nachträglichen Lebens der erwachsenen Tochter mit dem Vater. Diese Begleitung, oft harsch kritisierend, oft mit einem Kopfschütteln über sein Handeln und mit Vorschlägen alternativen Verhaltens, beginnt schon bei dem Erlebnis der Gerichtsszene im Fernsehen, der letzten Station des Lebens des Vaters, seiner Passion sozusagen. Und mit dieser wird der Roman auch enden.

Gleich nach dem Schrecken über den grausamen Tod, nach dem entsetzten Zweifel an der Tapferkeitshaltung des Vaters und dem Ausruf „Großer Gott! Das kann nicht sein“, beginnt diese Begleitung.

Jemand muss dich an die Hand nehmen, dich begleiten, nicht nur in die Hinrichtungsstätte in Plötzensee. Denn bis dahin hast du gelebt – und wer weiß das noch? Wie war denn dein Leben jenseits der Gedenktafeln [...], wie warst du jenseits der Bücher, in denen der Name auftaucht unter K wie Klamroth (14).

*

Mit Ausnahme einiger Zeitsprünge im Prolog und im Epilog erzählt das Buch in chronologischer Folge und temporaler Verkettung. So entsteht in 14 Kapiteln eine Chronik Deutschlands und ihrer Familie. Sie reicht, histo-

risch gesehen, vom Ende des alten Kaiserreichs über den Aufstieg der Nation und den Abstieg durch ihre Kriege bis in die europäische Einigung und die Westintegration der Bundesrepublik, auch wenn diese letzte Phase nur episodisch erwähnt und als bekannt vorausgesetzt ist. Denn die Erzählerin erzählt hier ihre eigene Geschichte und damit die einer Kleinfamilie, nicht mehr; das Ende der Mehrgenerationen- und Großfamilie Klamroth ist nur angedeutet mit einem Doppelfoto, das den Epilog einleitet. Es zeigt hier nur noch die älter gewordene Mutter Else allein, denn der Mann ist hinge richtet, die Firma von ihr nicht wiederbelebbar; und darunter die noch junge Erzählerin mit einer kleinen Tochter.

Die Fotografien begleiten den Aus- und Eingang der Kapitel. Sie kommentieren die Erzählung der Schrift, aber sie veranschaulichen sie keineswegs nur, sondern erzählen in bildlicher Komprimierung eine eigene Geschichte, wie schon das Doppelfoto vor dem Prolog.

Rücken wir nach der allgemeinen Beschreibung über Erzählweise und Geschichte des Romans etwas näher an seine Gestaltung heran. Das erste Kapitel hatte mit großem Tempo die Familie über 100 Jahre hinweg in das Kaiserreich und mit diesem zusammen an die Schwelle des 1. Weltkriegs herangeführt. Das Eingangsfoto zeigt hier „Vater und Sohn bei einem Morgenritt“, als Exponenten einer herrschaftlichen Familie, beritten, wie spätere Offiziere auch sein müssen. Das Abschlussbild aber zeigt den „Rittmeister Kurt Klamroth“ (50), es leitet zugleich das erste der drei folgenden Kriegskapitel ein. Das letzte, vierte, Kapitel schließt wieder mit einem zivilen Bild, „Kurt und Gertrud mit den Kindern“ (124), um einen kleinen Tisch gruppiert, auf dem ein großformatiges Buch liegt, aufgeschlagen, vielleicht die Familienchronik. Das Bild, wie alle anderen Fotos auch, steht auf der linken Seite, das voraufgehende Kapitel abschließend und das folgende auf der rechten Seite eröffnend. Hier weist es vor auf die vier nun folgenden Kapitel über die Weimarer Republik, die zwar nach außen keinen Krieg führen darf und kann, aber höchst konfliktreich ist im Innern, zunehmend militarisiert, gewaltbereit, bis zu ihrem Ende, der Machtübernahme Hitlers und der Nazis vom 30. Januar 1933. Das das achte Kapitel abschließende, auf das neunte vorweisende Foto (232) zeigt die Familie in der nächsten Generation, den Vater am Klavier, die Mutter und Kinder im Zimmer um ihn herum mit dem zum deutschen Gruß erhobenen Arm: „Wir singen Hitlerlieder“ lautet die Bildunterschrift. Sie ist als Zitat kenntlich gemacht, stammt also wohl aus dem mehrfach erwähnten „Kinderta-

gebuch“ der Mutter Else. Das ist eine der eigens genannten und viel genutzten Quellen im Buch, besonders aufschlussreich für die Mentalitätsgeschichte einer Großfamilie in dieser Generation, weil es die zunehmende aktiv wie passiv sich in den Nationalsozialismus verwickelnde Mutter mit ihren Kindern bis in die Privatsphäre herein und wieder heraus in die Öffentlichkeit und die Verbände der Nazis in wörtlichen Formulierungen erfassbar macht.

Die Familienbilder mit ihren Subskripten haben, wie gezeigt, nicht nur eine veranschaulichende Rolle. Sie gleichen vielmehr ikonographischen Mottos. Sie stellen zusammen mit den Erzählkomplexen Doppelgebilde dar, weil sie die Verwicklung von großer und privat intimer Familie und Familiengeschichte zeigen. Mit dieser hybriden Gestaltung wird das durchaus persönliche Buch zu einer Nationalgeschichte, die viele andere historische und literarische Bücher gewiss nicht ersetzt, aber in plastisch komprimierter, gut und flott erzählter Gestalt griffig und in Portionen geteilt vermittelt.

Interessanter als diese, hier natürlich nur an wenigen Beispielen umrissene Makrogestaltung des Buches ist die erzählerische Verschränkung großer und kleiner Geschichte innerhalb der Kapitel. Ich zeige sie zunächst nur an einigen Stellen des 9. Kapitels.

„Die weltweite Agrarkrise beutelt auch I. G. Klamroth“ (233). Die Firma handelt ja mit landwirtschaftlichen Produkten und Maschinen. „Die Konkurrenze von Geschäftspartnern reißen große Löcher in die Klamrothschen Bilanzen.“ So fährt die Erzählerin fort; nimmt in einem Satz noch den Schwarzen Freitag an den Amerikanischen Börsen am 25. Oktober 1929 mit, und erwähnt dann die verheerende Depression der Wirtschaft überall und den „Hang zur Düsternis im Innern HGs“. Das ist zum Teil Zitat, zum Teil in eigene Worte gefasste transponierte Rede des Vaters in einem seiner Briefe oder Tagebücher. Man sieht wie rasant und unbekümmert große und kleine Ereignisse, Weltwirtschaft und Firma, Ökonomisches und Psychisches nacheinander gestellt werden im ersten Absatz.

Romankapitel oder -eingänge können, wenn sie nicht in medias res gehen, immer solche weiten raum-zeitlichen Horizonte eröffnen, aber hier sind zwei Diskurse verschränkt in einer Art literar-journalistischer Kurzschrift. Ein interessantes Verfahren für moderne Erzähler und Welt: Es würde sich lohnen, das mit Uwe Johnsons ungleich aufwendigerem und komplexerem Verfahren in den *Jahrestagen* (1970–80) zu vergleichen, im

Hinblick auf eine Ökonomie von darstellerischer Leistung und Lektüre-Aufwand.

„Jeder junge I. G. Klamroth braucht seine eigene Innovation“, schreibt die Autorin und stellt in solch verallgemeinernder Schreibweise die Anpassungsfähigkeit, das Fortschritts- und Aufstiegsverhalten der Firma heraus, die deshalb auch nicht wie die traditionalistische Buddenbrook-Firma absteigen muss. „Für Kurt war es die Superphosphat-Mine in Curaçao“, also die Diversifikation des älteren Landhandels durch die neuen industriellen Düngemittel. „HG hat die Süßlupine entdeckt, das ist eine neue Futterpflanze, deren Entwicklung viel Geld verschlingt und viel Geld einbringt“ (233). Ein schneller Blick in die Wirtschaftsgeschichte oder, um es medientechnischer auszudrücken, in den Wirtschaftsteil einer Zeitung, den sich der Feuilletonleser meist eher erspart. Hier bekommt er, in einem Roman, in den wenigen Sätzen eines literarischen Gebildes, das gleich miterzählt, also in *einem* Teil, was er sonst nur im Feuilleton, separiert vom Wirtschaftsteil, finden würde, wenn er ihn überhaupt aufschlägt.

Von diesem kleinen Ausflug in die Innovationsgeschichte der Firma kommt die Erzählerin mühelos zurück zur Anschaffung eines „Horch 8“ durch den Vater, „das war die S-Klasse unter den damaligen Autos“, ein flott-anachronistisch kommentierender Sprung in unsere Gegenwart, der mit diesem privaten Kauf zugleich den guten Gewinn der Klamroths bei schlimmster Wirtschaftskrise anzeigt. Die Firma expandiert sogar während der Wirtschafts- und Finanzkrise.

„Die Wahlerfolge der Nationalsozialisten häuften sich“, so beginnt nun der nächste, dritte Absatz (234). Die Erzählerin gebraucht nicht einmal adversative, konzessive oder kausale Konjunktionen oder Adverbien, das heißt sie verknüpft die Ereignisse zwischen den Absätzen und Sätzen nur temporal, als Nach- oder Nebeneinander. Sie erspart sich sogar ein „und“ oder das epische „dann“. Genau das ist auf der Mikroebene chronikalischer Stil. Die Fakten oder Ereignisreihen werden oft unterbrochen durch Urteile der Erzählerin oder kritische Vorschläge oder Überlegungen für ein besseres Verhalten ganzer Gruppierungen oder einzelner Familienmitglieder, wie hier sogleich für den Vater: „Aber wenigstens zuhören hätte sich gelohnt“, so beginnt der nächste Absatz, der eine Reihe von schamlosen Gobbels-Äußerungen anführt, die der Vater nicht recht zur Kenntnis nimmt, wie zum Beispiel:

„Wir werden Reichstagsabgeordnete, um die Weimarer Gesinnung mit ihrer eigenen Unterstützung lahmzulegen. Wenn die Demokratie so dumm ist, uns für diesen Bären dienst Freikarten und Diäten zu geben, so ist das ihre eigene Sache“ (234).

Von hier aus kommt sie dann, mit den für Familienerzählungen typischen Wendungen ins Allgemeine, wieder auf ihren Protagonisten zurück: „Wie so viele andere machen sich HG und auch Kurt die Dramatik der Entwicklung nicht klar“ (234). Eine flotte, direkte Kommentierung, wie sie eher in mündlichem, unmittelbar kommunikativen Erzählen üblich ist.

Mit dieser Ahnungslosigkeit der Firmenchefs – oder ist es eine viel schlimmere Haltung? – beginnt der nächste Absatz, der eine längere Partie über Gäste im Hause Klamroth und damit zugleich über rechte Gruppierungen im Reich einleitet. Freunde der Familie

fallen mit fünf SA-Leuten bei HG und Else ein auf der Durchreise nach Bad Harzburg [...]. Im Oktober 1931 trifft sich dort die ‚Nationalopposition‘. Da sind alle versammelt, Deutschnationale, Stahlhelm, Reichsbund – das sind die Großagrarien – Alldeutscher Verband, auch vorgeschobene Sondierer der Ruhrindustrie (235).

Man kommt als Analytiker geradezu außer Atem, wenn man diesem sprunghaft reihenden Stil beobachtend, registrierend folgen will. Man könnte ihn leicht kritisieren und als typische Klitterung abtun. Aber es lohnt sich vielmehr, ihn stattdessen genauer zu vermessen.

Große Familien sichtbar machend, ausführlich, mit wesentlich verringertem Erzähltempo kommt Wibke Bruhns dann auf ihren Vater und ihre Mutter zu sprechen. Dem Vater sind die Nazis unangenehm. Er hat ein „flaues Gefühl“ (236), er meidet Freunde wie die Yorks und die Wolfs, die sie ins Haus gebracht haben; er betrachtet Nazis „als antisemitische Randalierer“ bei einem Heine-Vortrag, den sie sprengen, er findet das „zum Kotzen“. Er schreibt anlässlich einer Liebermann-Ausstellung im Münchner Kunstverein: „Nazis lungern vor der Tür. Das kann so nicht bleiben“ (238). Nach dem Besuch der ungebetenen Gäste steht in HGs Tagebuch: „Sehr früh fahren die Nazis ab nach Bad Harzburg. [...] Spät Nachmittag mit Schönfeld gemütlich Champus getrunken und viel geredet.“ Die Erzählerin erklärt: „Schönfeld ist der Kinderarzt, und Schönfeld ist Jude“ (237). – Solche Partien würde man eher in Memoirenliteratur finden als in einem

Roman erwarten; Wibke Bruhns Buch ist eben nicht nur hybrid, es ist ein Mischgenre in dem sich neu herausbildenden Familienroman, das man als eine interessante Variante literarischer Evolution studieren und dabei seine enorme Beliebtheit bei Lesern nicht vergessen soll.

Antisemitisch ist HG wohl nicht, aber vielleicht auch nur nicht im persönlichen Umgang. Die Nazis sind ihm zwar nicht geheuer, aber was ihn vor allem anwidert, ist das Vulgäre, das Grobe, das Aggressive ihrer Aktionen. Seine Lektüre ist nicht einseitig braun. Als er einmal an einen Roman von Arnolt Bronnen gerät, notiert er: „Faschist oder nicht?!“ (238). Er liest gleichzeitig Ernst Jünger, der den Weltkrieg zu einem Ideal gesteigerten Lebens umdichtet, aber auch Erich-Maria Remarques *Im Westen Nichts Neues* (1929), der das Elend des Kriegs vor Augen führt. Über die Nazi-Krawalle gegen dessen Verfilmung schimpft er schreibend „Mob! Und die Polizei sieht zu“.

Die Gestalt HGs wird durch die vielen Zitate aus seinen Tagebüchern und die knappen Kennzeichnungen der vielen politischen Besuchergruppen im Gästebuch recht facettiert dargestellt. Sie ist im Prinzip ein Porträt wie es auch ein Historiker mit Quellenzitaten rekonstruieren könnte, der freilich die typischen Merkmale eines solchen Unternehmers und Familienhauses begrifflich schärfer fassen würde. Dagegen reiht die Autorin Zitate, lässt sie für sich sprechen oder kommentiert sie durch eine eigene verneinte Alternative: „Nie finde ich HG bei den Sozialdemokraten“ (238).

Wibke Bruhns hat aus ihren Quellen auch HGs schwankende Stellung innerhalb des rechten Parteien- und Verbändespektrums skizziert:

Ich sehe HG ratlos und auf der Suche nach Orientierung. „Die deutsche Volkspartei ist nach Stresemanns Tod in Agonie“. Sich aus allem herauszuhalten ist bei der allgemeinen Polarisierung ringsum keine Option. HG hört sich um bei Veranstaltungen des „Jungdeutschen Ordens“, wo gemeinsam mit Dissidenten der Deutschnationalen ein Platz im eher gemäßigt bürgerlichen Lager gesucht wird. Er besucht Gründungstreffen der „Deutschen Staatspartei“, die eine liberale Mitte besetzen will. HG geht zum Herrenklub des von Gleichen-Russwurm (237). “

Wibke Bruhns kann, im ersten Kapitel, auf gut 40 Seiten die 100-jährige Geschichte des Familienunternehmens in die Wirtschafts-, Technik- und Politikgeschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert hineinstellen. Sie kann im, der Verheiratung HGs mit Else gewidmeten sechsten Kapitel auf gut vier Seiten aus dem rechten Familienmilieu heraus die Freikorps, Putsche und politischen Morde der extremen Rechten der ersten Weimarer Jahre skizzieren. Im zehnten Kapitel die fünf Jahre von 1934 bis zum Kriegseintritt 1939, die Anpassung der Familie an die aggressive Innen- und Außenpolitik plastisch vor Augen führen. Was sie dagegen nicht kann, oder doch nur mit kunstvollen Griffen wie etwa Max Frischs „Ich stelle mir vor“, das ist einen kleinen Liebesdialog erzählen, die Gefühle und Gedanken eines stillen Augenblicks einer ihrer Gestalten fassen, ein längeres Tischgespräch oder ein Festessen sichtbar und hörbar machen, wie das Fontane oder Thomas Mann gerne tun. Kurz, genau das, was wir üblicherweise als die langsamere Gangart einer fiktionalen Erzählung erwarten. Aber wir dürfen und müssen es ja auch nicht von ihrer faktualen Geschichte erwarten. Denn sie kann eben etwas anderes. Also zum Beispiel das Treffen einer Großfamilie – „35 Mitglieder von 69 sind anwesend“ – vom Morgen bis in die Nacht auf zwei Seiten so erzählen, dass man versteht, wie eine solche Familie sich unterhält, vor und zurück erzählt und lebt und auf diesem Strom ihrer eigenen Tradition in den Faschismus hineingleitet.

Dabei spielen die kirchlichen Großfeste wie Ostern und Weihnachten genauso wie die Familienfeste eine besondere Rolle. „Auch 1933 ist Familientag“, so beginnt das Kapitel. Und dann, nach der Äußerung der Aversion, davon überhaupt zu erzählen – eine der Äußerungen von Unmut, Wut, Scham, von Urteilen oder Einreden über mögliche Verhaltensalternativen, die sich durch alle Kapitel ziehen –, fährt die Erzählerin fort:

Die Sippe versammelt sich am 28. Mai 1933 in Kloster Gröningen. Das ist das Gut von Johannes Klamroth, Kurts Bruder, und dessen Frau Minette, genannt Nettchen – „Tante Nettchen, welche Ehr, jumheidi, jumheida, stammt von Karl dem Großen her“ (253).

Die Familie ist, wie der Gutsbesitz andeutet, wohlhabend in allen ihren Zweigen. Und sie reicht nicht nur mit ihren männlichen Erben über mehrere Generationen zurück, sondern die angeheirateten Frauen können aus altadeligen Geschlechtern stammen, wie das kleine schnell eingestreute Gedicht zeigt. Die Familie gedenkt solcher Traditionen bei ihren Feiern.

Jedoch nicht mit feierlichem Ernst, sondern balladen- ja bänkelsängerhaft, wie eine weitere Reimerei über das adelige ‚von‘ zeigt: „manche heißen Busse, manche von und manche bloß, manchem zum Verdrusse“ (254). Diese Familie kann sich lustig machen, sich über die eigenen Traditionen und gegenseitigen Vorurteile stellen, obwohl sie fest darin steht. Ein ironisch gehandhabtes Familiengedächtnis. Es nimmt die Ahnen, trotzdem, nicht weniger wichtig, nur nicht pietätvoll andächtig und schwer wie die Buddenbrooks, sondern witzelnd und flott. Der Witz zersetzt solche Traditionen nicht, sondern ermöglicht im Gegenteil ihre Akzeptanz.

Akzeptanz auch für Fragwürdiges, weitreichend Anpasslerisches. Am Abend singt die Familie ein politisch gewendetes Mailed. Das Reimen und Liedermachen ist hier ganz offenbar zu Hause:

Der Mai ist gekommen, das Volk ist erwacht, und auch die Familie
erhebt sich mit Macht, drum reichet die Hände euch heute auf's Neu,
heil unserem Stamme, dem Vaterlande treu (254).

Familie und Vaterland reimen sich mühelos, wie ihr altes und ihr neues Erwachen; ihr Aufstehn im Reiche und bei Tische „mit Macht“. Das ist nicht bloß Lyrik. Oder besser: Gerade Lyrik mit ihrem Reim, Rhythmus und gar Gesang gelingt solche halbetrunkene Vermischung und Verschmelzung von Großem und Kleinem, wie schon die Lyrik der Befreiungskriege und dort etwa Theodor Körners *Gewehr und Brautlied* fertig gebracht hat.

Das Mailed am Abend ist wahrscheinlich feuchtfröhlich gesungen worden. Wibke Bruhns führt uns das leider nicht in epischer Breite vor, denn so erzählt sie gerade nicht. Sie nimmt Teilereignisse heraus und montiert sie in eine lockere Folge. Fast wie die Punkte einer Tagesordnung. Und so auch tatsächlich einen der Tagungsordnungspunkte an diesem Familientag, nämlich Busses Dringlichkeitsantrag, „in das Grundgesetz des Klamroth-schen Familienverbandes den sogenannten Arierparagraphen mit aufzunehmen“ (253). Erst zwei Jahre später werden die Nürnberger Gesetze verabschiedet (254), so merkt die Erzählerin an, immer gleichsam den *Ploetz* in der Hand und damit den vorausseilenden Gehorsam der Familie konstatierend. HG vertritt den Antrag Busses, obwohl ihn der vulgäre Antisemitismus der SA „ankotzt“, distanziert er sich keineswegs – wie es die Erzählerin anmahnt. Er bringt ihn mit einer familiengeschichtlichen Begründung ein:

„Aus den Ahnentafeln geht einwandfrei hervor, dass sämtliche Mitglieder des Familienverbandes von arischer Herkunft sind. Wir sind mit Recht stolz auf die Rassereinheit unserer Sippe, die auch in Zukunft erhalten werden muss, weshalb ein Mitglied, das eine Ehe mit einem Nicht-Arier eingeht, die Mitgliedschaft verliert“ (253).

Und genau mit diesem „Arierparagraphen 9 a“ wird das dann in das Klamroth'sche Vereinsregister beim Amtsgericht Halberstadt eingetragen.

Das Familiengedächtnis eines solchen Großgebildes besteht eben nicht nur aus einem Schatz weitergereicherter Erinnerungen, allmählich sich verfestigender Anekdoten, Sprüche, Geschichten oder, wie in dieser Familie, von Balladen, als einer normativen Kraft der Narration also. Sondern auch aus einem schriftlichen Archiv mit Ahnentafeln, wie einem kodifizierten Vereinsrecht. Auch hier steht also das Präsens unter der Herrschaft des Präteritums – wie bei den Buddenbrooks, wie bei den Patriarchen. Nur dass es sich trotz seiner Festigkeit dem Wandel der Umweltgeschichte anpasst und damit den Bestand, ja sogar den Aufstieg garantiert. Wieder ist dabei die witzig launige Lockerung behilflich und sorgt für eine lässliche Akzeptanz auch des Inakzeptablen. Denn nach dem Mailied dürfen die – auch einbezogenen – „Kinder Launiges aufführen, Sohn Jochen, der ist sieben, erscheint in SA-Uniform: ‚Heil Hitler, sind Sie der Herr Chronist, der so fleißig im Ahnenforschen ist‘“ (254).

Damit endet der Familientag 1933. Begonnen hatte er am Morgen mit einer ordentlichen Sitzung, bei der alles seinen geordneten Gang ging. „Totenehrung, Kassensturz, Stiftungsvermögen, Hochzeiten, Kindstaufer, Konfirmationen“ (253). Die Erzählerin öffnet, wie man hier sinnfällig bemerken kann, die Tagesordnung nicht. Sie erzählt nicht den ganzen Ablauf der Versammlung selbst als eine Folge von Ereignissen. Aber wir sehen trotzdem schon an den Punkten der Tagesordnung – wie selbst an den Folgen der Geschichte –: eine Großfamilie ist eine regelrechte Institution. Wie in der Kirche gibt es die Totenehrung, die An- und Abkündigungen der religiösen Familienfeste; es gibt ein Rechnungswesen. So ist auch nicht verwunderlich, dass Wibke Bruhns, wenn sie das Familienarchiv zu öffnen und schreibend zu nutzen beginnt, nicht nur ihre eigene Familienlinie vertraut ist, sondern sie kennt alle die vielen 69 Mitglieder schon irgendwie ganz genau. Sie sind ihr durch schriftliches und mündliches Erzählen, durch Praktiken und Paragraphen vielfach wiederholt und deshalb gegen-

wärtig. Das Familiengedächtnis, der Familiensinn, wie ihn Thomas Budenbrook einmal nennt, ist es, der alle Mitglieder in seinen Geist hineinzieht und darin aufhebt und festhält. Sie verstehen sich alle als „Klan“, wie ihn die Erzählerin im Prolog schon genannt hat.

Deshalb ist es auch erstaunlich, dass Wibke Bruhns sich von ihm verabschieden kann. Mit Wut, Scham und viel Kopfschütteln. Paradoxaerweise ist das wahrscheinlich erst möglich geworden durch das, was die Familie zunächst gerettet und dann endgültig zerstört hat: ihren traditionsgebundenen Wandel, ihre Anpassung und Verwicklung in das Nazireich. Und zuletzt die Einsicht und den Widerstand des Vaters, für den er mit dem Tod eintreten musste. Dafür kann sie ihm danken.

Du hast den Blutzoll bezahlt, den ich nicht mehr entrichten muß. Ich habe von dir gelernt, wovor ich mich zu hüten habe. Dafür ist ein Vater da, nicht wahr? Ich danke dir (381).

Was der Tochter dieses Geschlechts geblieben ist, was sie gelernt hat von ihrem Vater und wie sie mit diesem Erbe leben konnte in unserer Republik, davon hätte ich gern auch gelesen in diesem wichtigen Buch mit dem leichten Ton, der ironisch geschärften Distanz, der stets beweglichen Umsicht – und dem Archiv, das sich in eine Erzählung verwandelt hat der National- und Familiengeschichte.

Stephan Wackwitz: *Ein unsichtbares Land. Familienroman* (2005)

Wenn Wibke Bruhns schnell und leicht, wenn sie fast gesprächshaft erzählt, auch wenn sie dabei ganze Reihen und Bündel historischer Fakten heranschleppt –, so erzählt Wacknitz bedeutungsvoll, tiefschürfend, ja, wie er selbst einmal sagt, „brütend“ über seinen Zitate, indem er sie anders als Wibke Bruhns intensiv interpretiert, mit einer Sprache voller Metaphern und Bilder. Dabei mutet er sich und uns erhebliche historische und theoretische Reflexionen und Konstruktionen zu – wo Wibke Bruhns der gesunde Menschenverstand genügt, der sich aufhellen und mit einigem Wissen anreichern lässt.

Dabei haben die Autoren es mit dem gleichen Problem zu tun. Sie wollen, was ihre Väter und Familien im ‚Dritten Reich‘ angestellt haben, weder entschulden noch einfach verurteilen. Sie wollen das ungefährlich gewordene Urteil über die vergangene Diktatur aus der gesicherten Lage der Republik hintergehen. Denn es wäre ein anachronistisches Urteil, das die äußeren und inneren Bedingungen der voraufgehenden Generation in der Nazidiktatur nicht kennt, nicht am eigenen Leibe erlebt hat, ihrer Tradition nicht verhaftet und den realen Zwängen und Gewalten ringsum nicht ausgesetzt ist, in denen die Vorfahren dachten und fühlten und lebten. Die Nachgeborenen müssen deshalb historisieren, sie müssen jene Bedingungen des Handelns, des Denkens, Fühlens und Phantasierens erst wieder herstellen, um sie zu verstehen und zu erklären. Und das ist nicht möglich durch ein schlichtes, unmittelbares Erzählen und literarisches Imaginieren, das bedarf vielmehr der Arbeit an Quellen und Dokumenten: an den primären, familieneigenen Tagebüchern, Briefen und Fotos, ja den Häusern und Parks, genauso wie an den sekundären der historischen Forschung, die ihrerseits komplexe Zeugnisse über Gruppen und Institutionen aufgearbeitet hat.

Das verlangt unter Umständen auch Theorien, wie sie vor allem Wackwitz heranzieht, um das „unsichtbare Land“ sichtbar zu machen, das heißt die versteckte oder verdeckte Welt der phantastischen Obsessionen, die aber wirksam werden auf der Oberfläche eines pervertierten persönlichen, familialen und staatlich organisierten Handelns. Versteht sich, dass das Erzählen so schwieriger wird, umständlicher und mit größeren Umwegen. Denn Wackwitz will ja nicht wie ein Wissenschaftler theoriegeleitet Träume und Texte analysieren. Es ist vielmehr ein psychohistorisches Erzählen, das hin und her geht zwischen dem personalen und politisch historischen Handeln, dem Großvater Wackwitz und dem Kaiser und dem Führer, zwischen dem ‚Familienroman‘ und dem ‚Staatsroman‘. Eine besondere Variante des Pars pro Toto oder der Metonymie, das wir ja als ein allgemeines Merkmal unserer Familiengeschichten kennen.

Die besondere Art seiner Metonymie lässt sich an einem Beispiel erläutern, in dem Wackwitz wie Wibke Bruhns den Historiker Ian Kershaw zitiert, also das typisch hybride Erzählverfahren nützt. Wibke Bruhns hat „bei Joachim Fest, bei Peter Hoffmann, bei Ian Kershaw“ (380) gelesen, was mit ihrem Vater geschehen ist, um die niederträchtige Schändung und Ermordung ihres Vaters mit Augen zu sehen und ihn in seinen Tod begleiten

zu können. Ihr war es um den konkreten Vorgang als solchen gegangen, den sie nachvollziehen wollte, für sich und mit ihrem Vater; in das Innere der Motive der Mörder und Hitlers ist sie nicht erzählerisch eingetreten.

Ganz anders Wackwitz in seinem drittletzten Kapitel „Mord“, in dem er Andreas Wackwitz', seines Großvaters, Wahrnehmung und Beurteilung von Hitlers Völkermord sichtbar macht. Das recht verschlungene Kapitel beginnt mit einer Reise des Erzählers nach Luckenwalde südlich von Berlin, in das der Großvater 1940 gekommen ist. „Im Spätherbst 1940“, so fährt er dann im zweiten Absatz fort, „befand sich Deutschland auf dem Höhe- und Scheitelpunkt seiner kurzen Weltherrschaft. Polen und Frankreich waren geschlagen, besetzt und geteilt [...]. Die Niederlande, Belgien, Dänemark und Norwegen waren okkupiert.“ So könnte das auch mit einer umfassenden Perspektive Wibke Bruhns oder ein Historiker erzählt haben; und wie ein Historiker zitiert nun auch Wackwitz den ‚Kollegen‘-Text Ian Kershaws wörtlich, um die von ihm skizzierte Situation zu ergänzen, nun aus der Perspektive des ‚Führers‘:

Im Laufe des Jahres 1940 waren die beiden Obsessionen Hitlers, die ‚Entfernung der Juden‘ und ‚der Lebensraum für das deutsche Volk‘ in den Mittelpunkt getreten. In diesen Monaten sollten die beiden zwillingshaften Obsessionen ineinander verschmelzen. Die entscheidenden Schritte zum Völkermordkrieg standen nun bevor (224).

Wackwitz ist nicht so sehr an den realen Vorgängen des Völkermordkriegs interessiert, den militärischen Operationen, ihrer Organisation, ihren Auswirkungen oder den bürokratischen Vorbereitungen und Durchführungen der Massenmorde – wie sie seit Hannah Arendt, Raul Hilberg, Wolfgang Sofsky und Laurence Rees erforscht haben. Er sucht vielmehr die ursprünglichen, die inneren Triebfedern dieser äußeren Machenschaften sichtbar werden zu lassen, Hitlers „Obsessionen“, wie Kershaw sie nennt und Wackwitz deshalb zitiert: die raumgreifende ethnische Expansions-, die rassistische Vernichtungs- und völkische Herrschaftsidee als wahnhaftes Heil.

Der Erzähler hat in den vorausgehenden Kapiteln ähnliche Obsessionen auch bei seinem Urgroßvater und seinem Großvater Andreas Wackwitz entdeckt, also eine mentale Verwandtschaft und Nähe zum ‚Führer‘. Jetzt, in diesem späten Kapitel, hebt er die räumliche und zeitliche Nähe von Hitler und Wackwitz, von Berlin und Luckenwalde, hervor. Ja, er rückt sich so-

gar selbst in deren Nähe auf seiner Reise im Jahre 1990, indem er „einem unbestimmten familialen Sentimentalitätsimpuls“ nachgibt und die Orts-einfahrt nach dem Berlin nahen Luckenwalde nimmt (223). Von seinen eigenen Großraumphantasien werden wir ja noch hören, denn dieser Erzähler schont sich selbst keineswegs, er vergisst nicht – oder entdeckt erst erzählend – seine eigene gefährliche Geschichte, auch wenn sie als linke Opposition gegen die rechte Gewalt gerichtet sein wollte.

Der Großvater ist, wie der Erzähler hervorhebt, „genau in den Monaten“ des Jahres 1940, denen Kershaw den entscheidenden Schritt zum Völkermordkrieg zuordnet, aus Deutsch-Südwestafrika nach Deutschland zurückgekommen und eben ausgerechnet nach Luckenwalde, von wo aus Hitlers „prachtstarrende Reichskanzlei“ nur 30 Kilometer nordöstlich liegt.

Aber damit noch nicht genug. Er erzählt auch, dass der „Säugling Rudi Dutschke mit seiner Mutter gleichzeitig mit Andreas Wackwitz und seiner Familie“ hierhergekommen ist. Auf diese Weise werden Raum und Zeit als gleichzeitige Treffpunkte einer Doppelkonstellation von zwei Generationen zusammengerückt, des rechten Duos Hitler–Großvater und des linken, späteren Duos Rudi Dutschke–Stephan Wackwitz. Damals, ergänzt der Erzähler dann, im Jahre 1990, habe er sich „darüber noch weiter keine Gedanken gemacht“ (224), wohl aber jetzt beim Schreiben des Buches werde es ihm möglich zu sehen, wie „deren gemeinsame Anwesenheit hier mein eigenes Leben bestimmt hat, und mit deren unsichtbarer Verbindung mir weit über meinen Familienroman hinaus die Geschichte meiner Lebenszeit und Generation ein wenig verständlicher machen kann“ (224f).

Würde Wackwitz eine psychodynamische Studie schreiben, dann könnte er die Heilsphantasien und Herrschaftsobsessionen der vier Figuren analytisch bearbeiten und einer Typologie zuordnen. Der Erzähler Wackwitz aber arbeitet mit Räumen, Zeiten und Konstellationen, er muss die Nähe und Ähnlichkeit auf andere Weise herstellen. Die Konstellationen, die er auf diese Weise konstruiert, sind geeignet, eine Verbindung sichtbar und lesbar zu machen. Genau das geschieht im weiteren Erzählverlauf.

Einmal in dem Kapitel „Mord“, in dem der Großvater Andreas Wackwitz mit den Folgen des Völkermordkriegs konfrontiert wird. Und dann in dem darauf folgenden Kapitel „Kleine Propheten“, in dem der Enkel Stephan sich dem Propheten Dutschke, dem MSB Spartakus nähert und damit dem mörderischen Heilswahn der RAF konfrontiert wird. Die Distanzierung erfolgt erst in dem Kapitel „Die Toten“, eine weit zurückgreifende

Suchbewegung nach den Vätern und Führern der Rechten wie der Linken; zurück bis zu Fichte und Schleiermacher am Beginn des 19. Jahrhunderts. Zur vorläufigen Ruhe aber kommt dieser ganze, buchstäblich wahnsinnige ‚Familienroman‘ erst im letzten Kapitel „Schiffbruch“. Keine Versöhnung, wohl aber eine beruhigte, postmoderne Bereitschaft, eine schwierige Demokratie und moderne Welt so zu akzeptieren, wie sie heute sind. Anstatt sie manichäisch in rechte und linke aggressive Heilsphantasten und -täter zu teilen.

Wibke Bruhns schließt ihr Buch mit dem Widerstandsakt des Vaters gegen die Diktatur ab. „Du hast den Blutzoll bezahlt, den ich nicht mehr entrichten muss. Ich habe von Dir gelernt, wovon ich mich zu hüten habe. Dafür ist ein Vater da, nicht wahr?“ (381), so spricht sie zu ihrem hingerichteten Vater auf seinem ‚Ölberg‘ und muss das Handeln ihrer Generation nicht weiter problematisieren und erzählen. Stephan Wackwitz dagegen spürt in der eigenen Familie und im eigenen Land die noch lange versteckte und verdeckt fortwirkende Unheimlichkeit jener Vergangenheit. Er will sie sichtbar und durch Aufklärung auflösbar machen, in Zusammenarbeit mit der Bewegung der Achtundsechziger will er sie noch, als die erzählte Gestalt Stephan, sozusagen für immer radikal ausrotten und in ein neues endgültiges Heil überführen – bis er, nun als Erzähler, in den Gewalttaten und Verbrechen der RAF wie im Stalinismus und in sich selbst die Tendenz zum gleichen mörderischen Wahn wie bei seinen Vorfahren findet.

Der phantastische ‚Familienroman‘ und die Geschichte seiner Familie reichen also bis in den Erzähler und seine Gegenwart hinein. Er wird hier selbst zur Zeitgeschichte, ähnlich wie schon, wenngleich in anderer Richtung, Gesine und das Erzählduo Marie–Gesine in Johnsons *Jahrestagen* (Kapitel 11). Das ist eine eindrucksvolle Erweiterung des von uns untersuchten Romantyps.

Die andere Leistung mag problematischer sein. Die enorme Dehnung und vielleicht Überdehnung der Metonymie und ihre psychohistorische Wendung. Die Tendenz, die Familie fast zum literarischen Vehikel des Ganzen einer Gesellschaft, eines Staates oder gar der Menschheitsgeschichte zu machen. Das haben wir ja auch schon an anderen Texten bemerken können, an Rushdies *The Moor's Last Sigh* (1995, Kapitel 9) und Machfus' *Die Kinder unseres Viertels* (1959/67, Kapitel 1). Sie alle lösen die gewiss schwierige, aber interessante Balance zwischen der genuinen Familiengeschichte und

ihrer größeren Umgebung auf, die ein wichtiges erzählendes Verfahren dieses Romantyps ist. Einige dieser Möglichkeiten und, bereits in der Einführung erwähnten Gefahren will ich deshalb noch ein wenig genauer skizzieren.

*

Ein etwas einfacheres Beispiel dafür ist ein Kapiteleingang, der zu Beginn die „Tradition meiner Vorfahren“ erwähnt, „das Leben an einem Ort aufzugeben und ins Ungewisse aufzubrechen“. Ein Verhalten, das, wie der Erzähler meint, „mit den Ideologien und Unternehmungen der Nazis von vornherein ganz im Einklang gewesen ist und vielleicht insgeheim schon lange auf sie gewartet hat“. Das ist sicher eine etwas gewagte Verhaltensgeschichte, die der Erzähler da seiner Familie unterstellt. Aber noch gewagter erscheint es, diese Verhaltensgeschichte jetzt in Analogie zum Verhalten Hitlers, ja der ganzen Nation zu stellen:

Die Träume und Phantasien, die Hitler während seiner Aufstiegszeit mit einer solchen Gewalt befreite, dass sie stärker wurden als Vorsicht, Vernunft, Verantwortungsgefühl, Gewissen, stärker vor allem als die Fähigkeit, genau hinzuschauen und den Ausgang riskanter Unternehmungen realistisch abzuwägen – man muss sie sich vielleicht vorstellen als einen sechzig Millionen Menschen gleichzeitig heimsuchenden Traum, in dem der Laskowitzer Schlosspark und sechzig Millionen anderer Kinder Unendlichkeitserinnerungen sich plötzlich auf eine Fläche vom Atlantik bis zum Ural ausgedehnt und staatlich befestigt hatten. Diese Träume sind untergegangen in der Scham, die ans Licht geratene Größenphantasien hinterlassen (198).

Hitlers Expansionskriege vom Atlantik bis zum Ural werden hier auf Träume und Phantasien zurückgeführt, die in Politik umgesetzt wurden und die deshalb umsetzbar waren, weil Millionen von Deutschen ähnlich mit ihm geträumt haben und dazu bereit waren, sie zu verwirklichen. Zu diesen Millionen gehören auch die Wackwitz-Vorfahren und ihre mit Hitler gleichzeitigen Söhne, hier in dieser Textpartie allerdings nur indirekt in der Nennung des Laskowitzer Schlossparks kenntlich gemacht. In Laskowitz ist der Urgroßvater herrschaftlicher Oberförster gewesen und ist der Groß-

vater Andreas Wackwitz 1893 geboren und aufgewachsen. Andreas Wackwitz ist die seine Familie und den Roman beherrschende Gestalt.

Seine Eltern, das Haus, das Gut, der Park und die ganze Standesherrschaft bis zum Herzog und Kaiser hinauf, wie wir noch sehen werden, haben seine Kindheit beherrscht und seinen Charakter geprägt. Er nimmt teil am Ersten Weltkrieg und teilt die expansionistischen Kriegsziele des Kaiserreichs. Er schließt sich nach dem Krieg den rechten Gruppierungen an, beteiligt sich am Kapp-Putsch als Gegner der Weimarer Republik; er nimmt das erste Pastorat seiner Laufbahn in Anhalt (nahe Auschwitz) als kämpferischer Auslandsdeutscher an, der hier im durch den Versailler Vertrag polnisch gewordenen Gebiet eine „Art preußischer Landrat“ verkörpert und die deutsche Mission an dieser Front vertritt. Ganz ähnlich wie er das dann nach seiner Auswanderung nach Deutsch-Südwestafrika dort tut, um 1939 bei Kriegsbeginn in das Reich und zu dem neuen Lebenskaiser Hitler zurückzukehren. So jedenfalls, einigermaßen grob vereinfacht, deutet und modelliert der Erzähler sein Leben und die Familiengeschichte als Ortswechsel und Raumgewinne.

Natürlich geht die Familiengeschichte des Großvaters darin nicht auf. Er selbst beginnt mit seinen Memoiren Ende der Fünfzigerjahre, als seine Existenz obsolet und „erklärungsbedürftig“ wird, sowohl innerhalb der eigenen Familie, in der sich Söhne und Töchter zunehmend in die neue Demokratie integrieren, wie auch in der von ihm abgelehnten Bundesrepublik selbst. Die so entstandenen mehrbändigen Memoiren von Andreas Wackwitz sind die Hauptquelle des Erzählers, seines Enkels Stephan Wackwitz. Er zitiert oft lange Passagen, die er dann einleitend zwischendurch oder verallgemeinernd am Schluss interpretiert.

*

Ein komplizierteres Beispiel ist das Kapitel „Im Palast des Vaters“, weil hier die verschiedenen Schichten des Buches auf transparente Weise sich überlagern und die literarische Einbeziehung und bedeutsame Übersteigerung des Orts große Möglichkeiten eröffnet.

Denn Orte haben ja, hier über die Person des Urgroßvaters hinaus, eine eigene lange Geschichte. In diesem Fall ist es dessen, über viele Generationen zurückreichende Gutsherrschaft einschließlich des großen Parks, der eine verräumlichte Erinnerungslandschaft darstellt. Damit kann die Väter-

welt weiter zurückverfolgt, kann die für unsere deutschen Romane typische Begrenzung und Fixierung auf die Nazivergangenheit aufgehoben werden. Wir haben ja Ähnliches schon bei Wibke Bruhns exemplarisch an ihrer Einleitung über den Familienort Halberstadt zeigen können. Sie erinnert ein wenig an einen Baedeker-Artikel. Wackwitz nennt solche Quellen einmal sogar explizit. Ein andermal erzählt er die Besiedlung des Dorfes Anhalt anhand einer regionalhistorischen Zeitschrift bis zurück in die Reformationszeit und von dieser noch einmal weiter bis in die antike Stoa. Man hat dabei den Eindruck, dass der Erzähler aus dem Strom der Familiengeschichte fast herausgerät.

Aber wenn solches Über-die-Ufer-Treten die zentrale Erzählung auch manchmal schwächt, so bringt es andererseits eine interessante Erzählweise in das Gefüge des Romans ein. Das ist die Reise-Erzählung als historische Erkundung, als Aufsuchen der Familienorte. Zu den historisierenden Quellen und Dokumenten gehören ja nicht nur Fotos, sondern auch die Zimmer, die Häuser, die Gärten und Parks, ja die ganze Umgebung. Sie können auf diese Weise selber lesbar gemacht werden, eine Möglichkeit, die Wackwitz extensiv nutzt.

Zur Erzählung des Romans gehört – als Erkundungs- und Schreibgeschichte – ganz wesentlich die Erzählung seiner Reisen an die Lebensorte seines Großvaters dazu. Die Reise nach Luckenwalde, wo Andreas Wackwitz nahe der Reichskanzlei als Pastor und Superintendent gelebt hat; die Reise nach Anhalt nahe Auschwitz, wo er in der Weimarer Zeit als eine Art preußischer Landrat das Reich durch den Versailler Vertrag in Polen vertritt, die Reise nach Laskowitz, wo der Vater seine Kindheit verbracht hat im Haus des Urgroßvaters, seines sozusagen inneren Kaisers, in dessen Palast, dessen geisterhafter ‚Botschaft eines Toten‘ er ein Leben lang folgt.

Was wir die Herrschaft des Präteritums in der Familiengeschichte genannt haben, hier wird es zur geisterhaften Präsenz des Urgroßvaters und Großvaters vom Kaiserreich bis in die Bundesrepublik. Noch der Enkel wird davon beherrscht und versucht sie durch die Reise und das Schreiben aufzuhellen und sich aus dem Zauberbann zu befreien.

„An einem apokalyptisch verregneten und verdüsterten Aprilmorgen 2001 [...] bin ich mit dem Auto nach Laskowitz bei Breslau gefahren“ (110). So beginnt das Kapitel mit einer später wieder aufgenommenen mythischen Überhöhung der Atmosphäre und einer realistischen Routenangabe. Aber die dann wirkliche Fahrt durch den Raum bekommt eine

tieferer zeitliche Bedeutung. Sie führt durch „amerikanisch elegant aussehende Wohntürme“, zwischen „verlassen vor sich hinrostenden Kombi-natslandschaften“ zu Dörfern, die „zu Beginn des Jahrhunderts nicht anders ausgesehen haben werden als heute“. So wird aus der Raumreise eine Zeitreise durch die westlich gewordene Moderne, die sozialistische Industriemoderne in eine altertümliche Landschaft der Jahrhundertwende und weiter zurück in die feudalistische Zeit der Herrenhöfe. Die durch den Raum führende Zeitreise des Erzählers bringt ihn in die Kindheit und Jugend seines Großvaters in Laskowitz, in das er nun genauso einfährt, wie damals der Junge Andreas unter dem Peitschenknallen eines herrschaftlichen Kutschers. Das bringt der Erzähler indirekt in einer kurzen Partie aus den Memoiren des alten Mannes. Der Erzähler tritt also, wie auch wir, mit dem Jungen in das Gut, in den Park und später in das Forsthaus, immer mit dem Typoskript der großväterlichen Memoiren in der Hand. So hören wir die alte Stimme und sehen mit ihrem Blick in die vergegenwärtigte Kindheit und erkennen so zugleich, was der alte Mann in der ihm fremd gewordenen Bundesrepublik erinnert. Im Park ist das zum Beispiel der Blüchertempel mit der Büste und einer Inschrift auf dem Giebelbalken, die lautet: „1813 – Einigkeit macht stark – 1871“ (114). Das ist also eine für ihn wichtige Inschrift, die die Daten der Befreiungskriege und des Reichsgründungskriegs so zusammenbringt, dass Nationalismus und Militarismus zusammengehören und die Reichseinigkeit garantieren. Zugleich sind Kaiser und Reich die erweiterte Existenz des Großvaters. Der Landschaftspark wird damit zum ‚National-Park‘ erweitert.

Der Erzähler macht mit diesem Dokument den Park zu einer Erinnerungslandschaft. Aber er kommentiert zugleich mit eigener Stimme und eigenem Blick. Er bestimmt den Ausschnitt und die Betrachtungsweise dieses Dokuments. So bringt er gleich nach der Blücher-Partie einen weiteren kurzen Ausschnitt über eine Rotbuchenallee des Parks, die der Großvater zu „Pfeilrippen eines Kirchenschiffs“ metaphorisiert, das mit dem Kreuz am Ende „eine starke Wirkung auf den inneren Menschen ausübt“ (115). Der erzählende Enkel bringt auf diese Weise Nationalismus und deutsches Christentum in einen engen Zusammenhang.

Deutlicher noch wird sein eigenes Verfahren und sein eigener Blick in drei längeren Partien zu Beginn, in der Mitte und am Schluss des Kapitels. Sie stellen weitreichende Deutungen dar, wie sie ein Germanist, ein Kulturwissenschaftler oder eben ein Psychohistoriker entwickelt.

Die erste Partie beginnt damit, dass der Großvater in diesem Heft seine Kindheit beschrieben habe, „die ihm (wie allen Menschen) als ein verlorenes [...] Paradies erschienen ist“. Dann erweitert er und nimmt die Metapher beim Wort, wenn er fortfährt: „Er war vertrieben aus dem Garten, den ihm zwar kein Engel mit dem Flammenschwert versperrte“ (113) – wohl aber tut das zur Zeit der Niederschrift der Memoiren die große Mauer des Ostblocks. Und deshalb habe der Großvater sich „verdüsterten Phantasien über das ‚Ausmaß der Zerstörung und Verwüstung‘ hinter der Weltgrenze“ hingegeben, „apokalyptisch inspiriert durch unklare Nachrichten“ (113).

Aus einer persönlichen Biographie des Verlusts von Kindheit und Heimat wird auf diese Weise eine mythische Urgeschichte von der Vertreibung aus dem Paradies bis hin zur Apokalypse, welche in den Augen des Großvaters zugleich die Geschichte vom Paradies des Kaiserreichs und seiner Verwüstung im apokalyptischen Sozialismus bedeuten soll – jedenfalls nach der Deutung des Enkels und Erzählers. Was wir, anders als in einem Historikertext, hier nicht eigens kontrollieren können, aber doch als Differenz von ‚recte‘ gesetztem Erzähler- und kursiv gesetztem Memoirentext einander gegenüber gestellt sehen können.

Wackwitz wird durch seinen Umgang mit Dokumenten ein halber Historiker und damit einerseits zu einem faktualen Erzähler, andererseits, und hier besonders, wird er zum Dichter der großväterlichen Phantasien. Der interne Blick, das heißt der unmittelbare Einblick des Erzählers in eine andere Gestalt, ist ja eine typische Lizenz des fiktionalen Erzählers. An einer anderen Stelle beglaubigt der Erzähler solche Erfindungen durch Theoreme Freuds, wie wir gleich sehen werden; und wieder an anderen Stellen beruft er sich auf Selbsterfahrungen ähnlicher Phantasien, also auf Introspektion, die zum Verständnis der Väter und Vorväter dient, wie ich zuletzt noch zeigen will.

„Elternhäuser sind Seelenarchitekturen“ (115). Mit dieser Maxime – eine Art ‚ad hoc‘-Theorem – beginnt die zweite Deutungspartie dieses Kapitels. Sie gestattet es, die dann folgenden, gut sechs Seiten umfassenden Erinnerungen des Großvaters an sein Elternhaus von vornherein als inneren Rückblick zu lesen. Das Haus „war ein Sinnbild dafür, wie es nach Andreas Wackwitz‘ Ansicht hätte bleiben sollen auf dieser Welt“, oder das „Inbild einer Ordnung, deren Erhaltung er sein Leben widmen wollte“ (116).

So etwas steht, explizit ausgesprochen, an keiner Stelle der folgenden Memoirenpartie. Der Erzähler begründet seine weitreichende Deutung eines tiefsitzenden Ordnungsbedürfnisses mit der ‚en passant‘ vom Großvater betonten Feststellung, dass der Urgroßvater „über 30 Jahre weder die Stellung der Möbel, noch sonst irgendetwas im Hause [...] verändert habe“ (116), das heißt er deutet von einer Oberfläche der Dinge her in die Tiefe der Psyche.

Das Beharrungsvermögen, den Immobilismus, mag eine solche Stelle andeuten, vielleicht auch einen Traditionalismus allgemeinerer Art des Urgroßvaters, der für seinen Sohn Andreas prägend geworden ist. So geben traditionalistische Familien ihre ‚Botschaft‘ weiter, als normative Kraft des Faktischen. Die lange Passage der Hausbeschreibung ist tatsächlich selbst ein kulturgeschichtliches Dokument auch der täglichen Lebensgewohnheiten in der großväterlichen Familie, des Präsidierens bei Tisch und nicht zuletzt ihrer kulturellen und politischen Leitbilder. So dem „Bismarckbild nach einem Lenbach-Porträt“ (122) über dem Bücherschrank, ein „Bildnis des Kaisers in einer Generalsuniform auf einer Holzstaffelei“ (119); an vielen Stellen Fotografien „mit Widmungen von herzoglichen und königlichen Leuten“ (119). Besonders bedeutsam ist ein „Bild des alten Herzogs Wilhelm“, das dieser dem mittelbar in seinen Diensten stehenden Oberförster geschenkt hatte. Das dieser dann wiederum testamentarisch für seinen Sohn Andreas bestimmt; welcher, nach dem Verlust, es später in einem Antiquariat wiederentdeckt und erwirbt, um es „wieder in unsere Familie zu bringen“ (122). So beschreibt er das ausdrücklich in diesem Teil seiner Memoiren. Das kennen wir aus anderen Texten. Es ist die Weitergabe eines wichtigen kulturellen Guts und zeigt den Traditionalismus und einen Familiensinn an, der sich über Generationen an der Autorität vom Vater, Landesvater, Kaiser (und Gottvater) orientiert. Das mag man diesem großväterlichen Dokument durchaus entnehmen und es für wahrscheinlich halten.

Stephan Wackwitz, der Enkel, Urenkel und der Erzähler, stellt eine solche Tradition nicht nur fest, sondern er versucht sie zu erklären und psychodynamisch zu vertiefen, um so die verdeckte Triebdynamik innerhalb der Familie sichtbar zu machen und sich davon zu befreien. „Die Traumdeutung“, Freud bemerkt es in seinem Aufsatz über den *Familienroman der Neurotiker*, lehrt, so schreibt Wackwitz in der dritten Partie unseres Kapitels, „daß noch in späteren Jahren in Träumen vom Kaiser oder der Kaiserin die-

se erlauchten Persönlichkeiten Vater und Mutter bedeuten“. Der vereinsamte Mann, der 1959 „vom wilhelminischen Laskowitz träumte, hat sich umgekehrt den Kaiser seines Lebens und das Reich [...] zeitlebens so vorgestellt, wie die Umstände und Bewandnisse seines Vaters, der beinahe so etwas wie ein preußischer Landrat war“ (123).

Wackwitz nimmt Freuds Theorem auf, nachdem der äußere Kaiser auf den inneren Vater übertragen wird und diesen so vergrößert und idealisiert. Aber er ergänzt und kehrt auch Freuds Theorem noch einmal um, indem er postuliert, dass das so idealisierte, innere Vaterbild wieder auf den äußeren Herrscher zurück übertragen wird, dergestalt, dass man nun dem äußeren Kaiser und Reich unbedingt folgen und sie kritiklos akzeptieren muss. Ja, dass man, wenn es zerfällt, es unbedingt wieder hergestellt sehen will. So wird die Psychodynamik innerhalb einer Familie realiter wirksam in der politischen Geschichte, wird die politische Geschichte als Psychohistorie lesbar.

Die Revolution, der Weltkrieg, die narzistisch-wuterfüllte Zerstörung der im Krieg geprüften und zu leicht befundenen Nation und ihr unbestimmt grandioser Wiederaufbau in Jahrhunderten, von denen er in seinem Tagebuch von 1918 phantasiert, schließlich der neue Lebenskaiser und das Reich von 1933 (123).

So ‚erzählt‘, theoriegeleitet und mit erheblichem Tempo, Wackwitz seinen Großvater mit seiner Familie und zugleich die Geschichte Deutschlands mit nicht weniger rasantem Tempo aus dem Kaiserreich in das Hitlerreich (123f).

Wackwitz hat auf diese Weise eine besondere Variante des Familienromans geschaffen, die eine weiter und tiefer reichende wechselseitige Wirkungsweise von kleiner Familien- und großer Nationalgeschichte eröffnet und damit auch das literarische Metonymiemodell bereichert. Selbst wenn man seine, wohl überdehnte, Ausformung mit einiger Skepsis betrachtet, kann man doch daran denken, dass eine geschmeidige Weiterentwicklung solcher Modelle prinzipiell möglich und sehr leistungsfähig sein kann.

Eine kritische Würdigung kann ich hier trotzdem nicht leisten. Aber darauf hinweisen würde ich gern, dass dieser eigentümliche Roman eines der Probleme von Familiengeschichten schärfer und radikaler angeht, das wir immer wieder diskutiert und mit unserem Titel schon betont haben: den „lebendigen Umgang mit den Toten“.

Die beste Leistung alter Familiengeschichten war es ja gerade, Bestand und Erweiterung zu erhalten, und zwar durch Orientierung an der Tradition und ihrer Wiederholung in Erzählungen. In Zeiten des Wandels freilich konnte gerade diese innere Festigkeit gefährlich werden, ja, wie wir an den *Buddenbrooks* (Kapitel 5) gesehen haben oder an William Faulkners *Absalom! Absalom!* (1936), (Kapitel 10) oder an V. S. Naipauls *A House for Mr Biswas* (Kapitel 6), konnten sie zur rabiaten Gefährdung ihrer eigenen Mitglieder und zuletzt ihrem Zerfall beitragen. Wackwitz' Roman führt uns drastisch vor Augen, dass sich diese Gefahr nicht nur nach innen gegen die Mitglieder der Familie und diese selbst richtet, sondern nach draußen die ganze Gesellschaft bedrohlich, ja mörderisch werden lässt.

Aus dem lebendigen Umgang mit den Toten – indem man sich für eine schwierige, ständig bewegte, ja beschleunigte Gegenwart nicht einfach an der Vergangenheit orientiert, sondern vergleichend mit ihr übt und beweglich macht, eine historische Gymnastik sozusagen wie in den *Jahrestagen* (Kapitel 11) – wird sonst ein Umgang, bei dem die Toten die Lebenden besetzen, beherrschen und lenken, sodass sie wie Gespenster in ihnen spuken. Sie gehorchen der Botschaft eines Toten, wie Wackwitz in seinem Leitwort dieses Kapitels und in einer Anspielung auf den vorletzten Satz in Kafkas *Eine kaiserliche Botschaft* (1917) suggeriert. Die Metapher von den Gespenstern und ihrer Unsichtbarkeit bei ihrer gleichzeitig starken Wirkung wird sogleich im ersten Kapitel eingeführt und durch alle Kapitel fortgeführt, sodass diese Kontinuität sogar zu einer metaphorischen Grunderzählung führt. Dabei gibt es vielerlei Varianten und Umkehrungen, so in dem Kapitel „Mord“, wo die Lebendigen wie Tote betrachtet, verwaltet und behandelt werden, so lange, bis sie wirklich, in der Shoa, umgebracht sind.

*

Wenn der Großvater Andreas mit seiner Familie eine rechte, obrigkeitstaatliche, ja diktatorische Tendenz nach innen und eine expansionistische Tendenz nach außen vertritt und mit seiner Person vom Kaiserreich bis in die Republik hinein auch repräsentiert; so stehen seine Söhne und Töchter mit ihren Familien – übrigens nur recht schemenhaft mit ihrem Schweigen bei Tisch erzählt – für die frühe Phase der über ihre Vergangenheit schweigsame Bundesrepublik, stehen aber zugleich mit ihrer zunehmen-

den Integration in Demokratie und Westorientierung für deren weitere Entwicklung, die den Großvater hinter sich lässt, anachronistisch macht, allerdings ohne ihn explizit zu verabschieden. Der Enkel Stephan dagegen, mit seiner innerfamiliären wie außerparlamentarischen Kritik an der Verschweigung der deutschen Verbrechensgeschichte und der Rezeption der großen Prozesse darüber in Ulm und Frankfurt, steht für eine weitere Phase dieser Republik und zugleich für eine linke Bewegung und linke Tradition. Er orientiert sich an dem charismatischen Führer Rudi Dutschke als seinem Übervater (und den Vorvätern Bloch, Trotzki und Lenin) so ähnlich wie der Großvater sich an Hitler, dem Kaiser und deren nationalistischen Vorvätern orientiert hat, von denen einer in unserem Buch, Fichte mit seinen *Reden an die deutsche Nation* (1808), eigens genannt wird.

Der Enkel Stephan wendet sich bei zunehmender Gewalttätigkeit der Linken und insbesondere der RAF sowie dem allmählich sichtbar werdenden Gewaltssystem des Stalinismus von den linken charismatischen Führern und Heilspropheten ab und tritt damit in eine skeptische postmoderne Akzeptanz der Demokratie ein, wie sie realiter ist. Er vertritt so die Republik der Neunzigerjahre und des neuen Jahrtausends. Als älteren geistesgeschichtlichen Ahn dafür hat der Roman Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher erzählt, in Gegenüberstellung zu Fichte.

*

Das Kapitel „Eine erfundene Geschichte“ modelliert mit der Raumreise des Erzählers von Krakau nach Auschwitz (60) eine Zeitreise von der „Vielölkerstadt“ Krakau, die vom „Mittelalter bis in die Renaissance wie New York oder Buenos Aires“ war, und damit eine frühe „Utopie“ einer Alternative für Europa, während Auschwitz nahe Anhalt mit seinen deutsch-protestantischen Siedlern und der vom Großvater geleiteten Gemeinde den nationalistisch und rassistischen Gegenort darstellt. Es gibt in dem Buch weitere Wertoppositionen dieser Art, so die mentalitätsgeschichtliche Gegenüberstellung vom Anhalter Pietistenvater Schleiermacher und seinem moderneren Sohn Friedrich Schleiermacher, von diesem wieder in Gegenüberstellung zu Fichtes *Reden an die deutsche Nation*. In die Reihe dieser Oppositionen gehört auch die schöne, zweimal erzählte Geschichte von Lehfeld, der zu Beginn des Buches an die Seite des Großvaters gestellt wird, dann aber in eine ganz andere demokratische Konstellation am Ende des

Buches umgerückt wird, eine in eine Abfolge gebrachte Opposition im letzten Kapitel, das mit dem positiv gemeinten Titel „Schiffbruch“ das Ende der falschen Heils- und Gewaltwelten innen wie außen vorläufig abschließt.

*

Erst wenn man so, natürlich extrem vereinfacht, die Wertoppositionen auf der temporalen wie räumlichen Achse abzeichnet, erkennt man, wie der Roman die Geschichte von Orten (Anhalt versus Krakau), von Mentalitäten (Schleiermacher versus Fichte) und Heilspropheten (Kaiser, Hitler versus Dutschke, Bloch, Stalin), Psychohistorie und Literatur- wie Philosophiegeschichte und, zuerst und zuletzt, auf diese Weise Familiengeschichte als Nationalgeschichte übereinander schichtend erzählt.

Es ist vielleicht von allem ein wenig zu viel, ein Roman, der alles erklären will. Zumal er, so ganz en passant und geschwind, auch noch eine Geschichte Europas, ja fast eine der Welt zu erzählen riskiert. Wie ja die eigentümliche Analogisierung vom mittelalterlichen Krakau mit dem neueren New York schon andeuten kann.

So entsteht eine universale Metonymie für den Raum und die Zeit, die nicht nur ihre je eigenen Analogien seriell wiederholen, sondern ja in der Tat die eine ursprüngliche gleiche Botschaft darstellen.

Derartig globale Konzeptionen über Zeit und Raum hinweg sind seit der Patriarchengeschichte mit Ur- und Vorgeschichte in diesen Familienromanen durchaus eine Tendenz. Auch Wackwitz ist da nicht gerade sparsam. Seine Vorgeschichte ist mehrfach gestaffelt. Die erste Staffel läuft vom Urgroßvater zurück, seiner Geburt 1893 in Primkenau, wo die „Häupter der Familie Wackwitz seit Generationen als Böttchermeister und Stadtoberhäupter zu den Honoratioren gehört haben“; sowie gleich noch, von seiner Standesherrschaft zurück bis in das 16. Jahrhundert, welche ihm das „ständisch-feudale Selbstgefühl“ weitergegeben hat (40f). Eine zweite Staffel reicht von dessen erstem Amtssitz Anhalt bis zurück zu Luther und wieder heran an Friedrich II. und die damit gegebene deutschnationale Tradition. Ein dritter entschiedener Schub reicht noch viel weiter zurück, selbst wieder über zwei Etappen. Die erste davon zum Großbauern Christian Wackwitz, der 1791 das Gut Lindight in Meißen erwirbt und erheblich erweitert (193) und von diesem bis zum ersten urkundlich erwähnten Wackwitz im Jahr 1402. Der wiederum „sei seinerseits ein Jahrhunderte verspäteter

Nachkomme eines unternehmenden jungen Mannes gewesen, der irgendwann zwischen 1050 und 1250 [...] unter dem Schutz der Meißner Königsburg gerodet, eine Hütte gebaut, gehungert und die erste Ernte eingebracht hat“ (194).

Mit dieser schon sehr frühen Phase im Mittelalter geht, wie man gleich hört, die Legende der Wackwitz-Familie mit der Vergrößerung des Besitzes durch „Heirat, Kauf, durch Tapferkeit im Totschlagen, Niederbrennen und In-die-Sklaverei-verkaufen“ (194) in eine archaische Urgeschichte über. Wackwitz möchte darauf, wie fast keiner unserer Erzähler, verzichten. Deswegen möchte ich sie Ihnen gerne zitieren:

Er [dieser legendäre Urahn, H. H.] wusste nichts von den endlosen Wanderungen, auf denen die Generationen vor ihm das Römerreich zerstört, Griechenland besiedelt, in der Jungsteinzeit von Mesopotamien aus (zusammen mit dem Wissen, wie man Getreide anbaut) durch den tiefen Urwald, der den Kontinent bedeckt hat, bis nach England und an den Atlantik gekommen waren und den Cromagnon-Menschen bis in die Gegend des Baskenlandes zurückgedrängt hatten und er wusste nicht, dass seine Nachkommen um 1770 über Bremen nach Amerika, nach Amsterdam und Brooklyn wandern und segeln würden (198).

„Er wusste nicht“, schreibt der Erzähler und weiß es fast doch mit seinem erfindenden Innenblick: „aber mir will scheinen, dass auch er manchmal von verlassenem Zimmern und unendlichen Wäldern geträumt haben muss“ (198), wie der Nachfahr im Hochmittelalter, wie der Großvater von der Wüste in Afrika oder dem sich erweiternden Park von Laskowitz. Oder er selbst, Stephan Wackwitz, der Erzähler, „in allen Parks, in die ich seither gekommen bin, im Hampstead Heath, im Bois de Boulogne, im Englischen Garten, im Central Park, in all diesen Kunstlandschaften (die in Wirklichkeit eine unendliche Gegend im Inneren unserer Seele sind)“ (188).

Da ist der Erzähler nun angekommen bei weit sich dehnenden Raumphantasien, die er im nächsten Kapitel als Hitlers gewaltsam entbundener Traum erzählt, den 60 Millionen Menschen mit ihm geträumt haben, als Expansion auf eine Fläche vom Atlantik bis zum Ural. Das haben wir ja zu Beginn schon kennengelernt.

Wie die Rohre eines ausziehbaren Fernrohrs, sagen die Generationssoziologen, seien die Erinnerungen und Träume der Väter und Söhne und Enkel ineinandergeschoben, und wahrscheinlich lebt wirklich keiner sein inneres Leben“ (188f).

Nach diesem Theorem wiederholt sich in den Erinnerungen, die tätlich werden, die Geschichte der Urzeit stets von neuem. Und so entsteht mit dieser und manchen anderen Familiengeschichten ein Mythos der Urzeit.

Lassen wir es dabei fürs erste bewenden und beenden damit unseren Rückgang in die Zeit und unseren Rundgang durch viele Kulturen.

Literatur

Primärliteratur

Bruhns, Wibke. *Meines Vaters Land. Geschichte einer deutschen Familie* (Berlin 2004).

Wackwitz, Stephan. *Ein unsichtbares Land. Familienroman* (Frankfurt a. M. 2005).

Sekundärliteratur

Eichenberg, Ariane. *Familie – Ich – Nation. Narrative Analysen zeitgenössischer Generationenromane* (Göttingen 2009).

Eigler, Friederike. *Gedächtnis und Geschichte in Generationenromanen seit der Wende* (Berlin 2005).